

MARC BLOCH: „APOLOGIE DER GESCHICHTSWISSENSCHAFT – ODER: DER BERUF DES HISTORIKERS“

(v. É. Bloch edierte franz. Ausgabe hrsg. v. P. Schöttler aus d. Franz. übers. von W. Bayer), Stuttgart 2008; ISBN 978-3-608-94170-8.

Online-Veröffentlichung des studentischen Projektseminars „ALTES, NEUES, GENIALES“; im Wintersemester 2015/2016 erstellt unter **Mitarbeit** von Sueheyla Buz, Felix Krüger, Miriam Putter, Maximilian Schnell, Laura Tenbrock, und Igor Vujevic und **Redaktion** durch Marius Lahme und Ina-Michaela Roth in Zusammenarbeit mit Christopher Folkens und Daniel Kaune.

Marc Blochs Werk „Apologie der Geschichtswissenschaft oder Der Beruf des Historikers“ wurde mehrfach ediert, in viele Sprachen übersetzt und gehört zu den bedeutendsten und meistgelesenen methodologischen Einführungswerken des Faches. Die Tatsache, dass das Werk noch heute massenhaft gelesen wird, zeigt, dass es eine Reihe grundlegender Fragen aufwirft und diese trotz der zeitlichen Distanz gegenwartsnah problematisiert. Im Laufe der Zeit erfuhr es viele Interpretationen, die sich von einer marxistischen über eine konservative bis hin zu einer jüdischen oder (anti-)nationalistischen Lesart erstreckten¹. Aber was steht tatsächlich in seiner Monographie? Ziel dieser Arbeit soll es sein, eine Antwort auf diese Frage zu finden, die über eine einfache Inhaltswiedergabe hinausgeht und das wesentliche des Textes zusätzlich kritisch reflektiert. Dem werden hier jedoch zuerst ein grober inhaltlicher Abriss des Werkes und der Vita Marc Blochs vorangestellt.

In seinem unvollendet gebliebenen Werk beschäftigt sich der französische Mediävist und Wirtschaftshistoriker auf gut 200 Seiten mit grundlegenden Fragen der Wissenschaftlichkeit und Legitimation der Geschichtswissenschaft. Der Autor versteht sein Werk als Einführung für Fachleute und Laien gleichermaßen. Er präsentiert methodische Überlegungen, beschreibt handwerkliche Fähigkeiten, erörtert Problematiken, definiert Begriffe und plädiert für Offenheit, Interdisziplinarität, handwerkliche Fähigkeiten, Vernetzung und Objektivität.

Marc Bloch wurde 1886 in Lyon geboren. Nach Studienaufenthalten in Paris, Berlin und Leipzig wurde er 1921 zum Professor für Mittelalterliche Geschichte in Straßburg ernannt. 1936 folgte er einem Ruf als Professor für Wirtschaftsgeschichte an die Pariser Universität Sorbonne. Während die

Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters zu seinen thematischen Schwerpunkten zählen, machte er sich in der Geschichtswissenschaft insbesondere mit seinen Arbeiten zur Agrargeschichte und zum Feudalwesen einen Namen. Bloch gilt als einer der Pioniere im Bereich Mentalitäts-, Wirtschafts-, Struktur- und Sozialgeschichte. Sein Gesamtwerk ist geprägt vom Ansatz der vergleichenden Geschichtswissenschaft, die analytisch nicht in nationalen Kategorien stehen bleiben möchte. Darüber hinaus weisen viele seiner Arbeiten interdisziplinäre Züge auf, was mit Blochs Ausbildung in und Interessen für Geografie, Soziologie sowie Politik korrespondiert. Zusammen mit dem bedeutenden französischen Neuzeithistoriker Lucien Febvre gründete Marc Bloch im Jahr 1929 die Zeitschrift *Annales d'histoire économique et sociale*, die bis heute unter dem Namen *Annales. Histoire, Sciences sociales* fortgeführt wird und als Publikationsorgan der danach benannten Annales-Schule gilt².

Wegen seiner jüdischen Abstammung wurde er im November 1942 zwangsweise in den Ruhestand versetzt. Bloch, der im Ersten Weltkrieg als Soldat und im Zweiten Weltkrieg als Offizier gekämpft hatte, schloss sich daraufhin der Résistance an. Im März 1944 wurde er deswegen von der Gestapo verhaftet und am 16. Juni 1944 in der Nähe von Lyon erschossen.

Vor allem diese zeitlichen Umstände übten großen Einfluss auf das letzte große Werk Marc Blochs aus: Von den Nationalsozialisten verfolgt, floh er bereits im Juni 1940 mit seiner Familie in sein Landhaus bei Guéret und verfasste dort zwischen 1941 und 1943 ein mit vielen Verweisen auf die zeitgenössische politische Lage durchdrungenes Manuskript, aus dem letztlich die Apologie wurde. In dieser Zeit entstand auch das Manuskript *Témoignage écrit en 1940*, das 1946 unter dem Titel *L'étrange défaite* („Die seltsame Niederlage“) veröffentlicht wurde. Während letzteres gemeinhin als politisches Testament Blochs gehandelt wird, in dem er sich vor allem gesellschaftskritisch mit der französischen Niederlage auseinandersetzt, stellt die Apologie für viele Kenner Blochs dessen intellektuelles Vermächtnis dar³.

Die erste Auflage des Werkes, ediert und veröffentlicht von Lucien Febvre, erschien 1949 unter dem Titel *Apologie pour l'histoire ou Métier d'historien*. Im Jahr 1993 machte sich Blochs Sohn Étienne daran, die Manuskripte seines Vaters gänzlich neu zu edieren; darauf aufbauend übersetzte man Blochs Werk auch neu ins Deutsche und veröffentlichte es unter verändertem Titel. Auf dieser 2008 von Peter Schöttler mit dem Titel „Apologie der Geschichtswissenschaft oder Der Beruf des Historikers“ herausgegebenen Neuauflage basiert die vorliegende Darstellung⁴.

Marc Bloch eröffnet sein Werk mit der Frage eines kleinen Jungen an dessen Vater, wozu die Geschichte eigentlich gut sei und formuliert hieran anschließend den Anspruch an das eigene Werk, sich bei der Behandlung der Frage nach der Legitimität der Geschichtswissenschaft sowohl Gelehrten als auch Laien verständlich machen zu wollen⁵. Das dringende Legitimationsbedürfnis sieht Bloch dabei in zweierlei Hinsicht begründet: Einerseits sei Geschichte aufgrund ihrer Verbindung zur Schriftreligion Christentum fester Bestandteil der westlichen Zivilisation und andererseits sei die Materie stark mit ihrem Untersuchungsobjekt selbst, d.h. dem Menschen und seinen Wünschen und Vorstellungen, verbunden. Historiker sind demnach zur Selbstreflexion aufgefordert, da eine „falsch verstandene Geschichtsschreibung [...] eine besser verstandene in Verruf bringen“⁶ könnte.

Als grundlegende Daseinsberechtigung sieht Bloch dabei die Fähigkeit von Geschichte zu unterhalten. Diese Anziehungskraft allein sei aber nur der potentielle Beginn der wissenschaftlichen Beschäftigung, der er eine tiefere Ästhetik attestiert und unter dem Begriff des Poetischen fasst; letzteres sollte seiner Meinung nach keinesfalls aufgrund vermeintlicher Unwissenschaftlichkeit von der Historie getrennt werden. Insbesondere unter dem Eindruck der rasant fortschreitenden Naturwissenschaften seiner Zeit sieht Bloch diese Begründung aber nicht als ausreichende Legitimation geistiger Arbeit. Ebenso wenig sei dies die Vielwisserei, d.h. die antiquarische Aneinanderreihung von Wissen, oder aber die Kategorie

des praktischen Nutzens; denn es sei völlig unmöglich vorherzubestimmen, welches Wissen in Zukunft „nützlich“ sei. Geschichtswissenschaft erhält ihre Legitimität daher nicht durch die reine Aufzählung der historischen Geschehnisse, sondern erst durch das Bestreben, analytisch Zusammenhänge zwischen ihnen herzustellen und Geschichte somit verständlicher zu machen.

Der Kritik an der zeitgenössischen Geschichtsforschung begegnet Bloch dementsprechend mit der steten methodischen Evolution des historischen Handwerks – einer „Wissenschaft, die noch in den Kinderschuhen steckt“⁷. Nicht die aktuelle Ausübung, sondern der Prozess der Weiterentwicklung sei in den Blick zu nehmen, um der Wissenschaft gerecht zu werden. So beschreibt Bloch die Loslösung der Geschichtswissenschaft vom Anspruch unwiderlegbarer Beweise und allgemeingültiger Gesetze im Kontrast zu den Naturwissenschaften des 19. und 20. Jahrhunderts. Zwar habe der Positivismus die Geschichtswissenschaft um analytische Verfahren der naturwissenschaftlichen Methoden bereichert, doch kritisiert er die zu oberflächliche und einseitige Betrachtung des Individuums als handelndes Objekt. Der strenge naturwissenschaftliche Rahmen sei zu starr, um die Geschichte in Gänze zu erfassen, sodass man Gefahr laufe, sie zu bagatellisieren. Paradoxerweise hätten dabei nicht zuletzt die Erkenntnisse der Naturwissenschaften die Tür zur unendlichen Wahrscheinlichkeit der Erkenntnis aufgestoßen und dabei den graduellen Charakter historischer Forschung in ein neues Licht gerückt. In diesem Sinne schließt Bloch die Einleitung mit einem Hinweis – insbesondere an junge Historiker – die Unsicherheiten des Faches stets in eine Reflexion über das eigene Tun münden zu lassen. Hierfür solle das vorliegende „Notizbuch eines Handwerkers“⁸ eine erste Anregung bieten.

Dieses Versprechen löst Bloch sogleich im ersten Kapitel ein. Wenngleich man unter dem Titel „Die Geschichte, die Menschen und die Zeit“⁹ große Definitionen der zentralen, fachwissenschaftlichen Begriffe erwarten könnte, sind es hier vielmehr die Arbeitsweisen und die damit verbundenen theoretischen Grundfragen der Geschichtswissenschaft, die er problematisieren möchte. Eine allzu enge Definition der Geschichte lehnt

Bloch sogar zu Beginn völlig ab, da ein starres Begriffskonzept einenge und einer Entfaltung der Wissenschaft entgegenstehe. Die Offenheit der Materie bedinge notwendigerweise eine Auswahl, deren Herausforderungen sich der Historiker stellen müsse¹⁰.

Entgegen gängiger Definitionen, die die Geschichte als „Wissenschaft von der Vergangenheit“¹¹ bezeichnen, sieht Bloch im Folgenden einen anderen inhaltlichen Filter. Zwar werde das Mitwirken der Geschichtswissenschaft eben dann verlangt, wenn der Mensch in Erscheinung trete; in diesem Zusammenhang prägt Bloch die stilbildende Metapher vom Historiker als Menschenfresser. Doch nicht der Mensch allein konstituiere den Gegenstand der Geschichtswissenschaft, ebenso grundlegend sei das „Plasma, in dem die Phänomene schwimmen“¹²: Die historische Zeit.¹³ Aus dem Faktor Zeit resultiere ein grundlegendes Problem, denn selbige dürfe nicht allein als basale Maßeinheit wahrgenommen werden. So sei nicht nur die Dauer eines Ereignisses, sondern insbesondere auch die Kontextualisierung im historischen Verlauf von Bedeutung. Diese Ambivalenz der Kategorie Zeit – zwischen Kontinuum und dynamischer Veränderung – müsse von der historischen Forschung reflektiert werden.

Inwieweit eine diesbezüglich ignorante Geschichtswissenschaft Gefahr laufe, zeitliche und kausale Zusammenhänge unzulässig miteinander in Verbindung zu setzen, prangert Bloch unter dem Schlagwort „Götze Ursprung“ an¹⁴. Eine Geschichtswissenschaft, die unter Ursprüngen nicht nur die zeitlichen Anfänge verstehe, sondern auch Ursachen – im Sinne einer hinreichenden Erklärung –, tendiere dazu die Gegenwart aus der Vergangenheit zu rechtfertigen und zu legitimieren. Am Beispiel der Ursprünge des Lehnswesens, einem seiner einschlägigen Forschungsgebiete, spitzt Bloch das Problem noch weiter zu: Während die Institution von der Antike bis in das Mittelalter starken Wandlungen unterworfen war, tradierte man die zwar entsprechenden, doch aber alten Bezeichnungen der Germanen und Römer, was die Historiker dazu verleitet habe, das Lehnswesen als „Ansammlung archaischer Relikte“¹⁵ zu bewerten. Bloch hingegen mahnt, dass historische Phänomene nicht allein durch die Vergangenheit, sondern ebenso im Kontext ihrer Zeit gesehen werden

müssen. Nicht minder problematisch sieht er das andere Extrem: A Iso diejenigen, die Gegenwart bzw. einzelne Zeitabschnitte losgelöst von ihrer Vergangenheit betrachten und erklärt wissen wollen¹⁶. Diese Entwicklung sei, so Bloch, zwar eine „Erfindung“ seiner Gegenwart, die von sich behauptet, dass sie durch einen allumfassenden Wandel nicht mehr in Verbindung zu ihrer Vergangenheit stehe. Doch führe „Unkenntnis der Vergangenheit [...] zwangsläufig zu einem mangelnden Verständnis der Gegenwart“¹⁷. Gleichermaßen setzt er aber auch Kenntnis der Gegenwart voraus, um über die Vergangenheit nachzudenken. Während Bloch im Rahmen gegenwartsnaher Geschichtsforschung noch die utopische Forderung erhob, sich vom „Virus des Zeitgeistes“¹⁸ zu befreien, fordert er den Historiker zugleich auf, mit offenen Augen durch die Welt zu gehen, in der er lebt.

Aus dem komplexen Zusammenspiel vom Wirken des Menschen in der Zeit und dessen Erforschung folgert er, dass die einzige Chance auf umfassende Erkenntnis im interdisziplinären Austausch liege, den Bloch unter dem Begriff Weltgeschichte fasst. Auf dem Weg dorthin seien Spezialisierungen zwar notwendig, Autonomie und Isolation einzelner Wissenschaftler bzw. Wissenschaftsbereiche dagegen zu vermeiden.

Die sich hieraus ergebenden theoretischen und methodischen Konsequenzen für die Geschichtswissenschaft behandelt Bloch im Folgenden unter dem Titel „Die historische Beobachtung“¹⁹. Dabei geht er auf die These ein, der Historiker beschäftige sich im Gegensatz zu anderen Wissenschaftlern per se mit indirektem, durch Zeugen vermitteltem Wissen, da er von seinem Betrachtungsobjekt naturgemäß zeitlich getrennt sei. Bloch hält dagegen, dass jede Schilderung eines Geschehens indirekter Natur sei. Da auch die Beobachtung der Gegenwart – sofern man über die „unmittelbare Umgebung hinausblickt“²⁰ – sich größtenteils aus Wissen zweiter Hand speise, bestehe nur ein gradueller Unterschied zu den gegenwartsbezogenen Wissenschaften. Demgegenüber könne man die Beobachtung eines archäologischen Fundes, also einer Spur der Vergangenheit, durchaus als direkte Erkenntnis einstufen. Die These, der Historiker erziele Erkenntnis stets indirekt, könne folglich

nicht länger als Alleinstellungsmerkmal historischer Arbeit gesehen werden. Alternativ schlägt Bloch das Unterscheidungskriterium der Wiederholbarkeit vor: So bediene sich die Geschichtswissenschaft Spuren der Vergangenheit als Zeichen eines nicht mehr wahrnehmbaren Phänomens, das weder wiederholbar, noch veränderbar sei. Die Vergangenheit stelle somit den strengen Rahmen der Geschichtswissenschaft dar und sei lediglich anhand von Spuren rekonstruierbar; wobei er auch hier den graduellen und keinen methodischen Unterschied zwischen der Erforschung der fernen und nahen Vergangenheit betont. Sofern diese Spuren nicht ausreichend oder gar nicht mehr vorhanden seien, sei es dementsprechend unmöglich Erkenntnisse zu erlangen. An diesem Punkt nimmt Bloch den Historiker in die Pflicht, dass er bereit sein müsse, sich – gegebenenfalls und nach getanem Versuch – „in sein Nichtwissen zu fügen und es auch ehrlich zuzugeben“²¹.

Den erwähnten Spuren widmet sich Bloch dann im zweiten Teil seiner Ausführungen zur historischen Beobachtung²²: Er unterscheidet dabei zwischen den im Hinblick auf die Nachwelt intendiert überlieferten Zeugnissen, die er unter dem Begriff der narrativen Quellen zusammenfasst, und den nicht intendiert überlieferten Quellen, die er als „Zeugen wider Willen[s]“²³ bezeichnet. Vor allem mithilfe letzterer Kategorie könne die Geschichtsschreibung die in den Chronologien mitschwingenden Vorurteile und festgefahrenen Gedankengänge ihrer Zeit überwinden und zu den Spuren der Vergangenheit zurückfinden. Genau dieser Arbeitsweise bediene sich die Geschichtswissenschaft seit einiger Zeit in besonderem Maße. So habe man nicht nur den Weg zu den nicht intendiert überlieferten Zeugnissen geebnet, sondern sei auch dazu übergegangen, vor allem diejenigen Aspekte einer narrativen Quelle zu untersuchen, die der Verfasser nicht absichtlich übermitteln wollte. Um dieser Aufgabe gerecht werden zu können, bedürfe es eines vorab entwickelten, aber dennoch an die Quelle anpassungsfähigen Fragenkatalogs. Damit in Verbindung steht eine weitere Schwierigkeit des historischen Arbeitens: Ein „einziger, darauf spezialisierter Dokumententyp“²⁴ reiche zur Erforschung bedeutender Probleme nicht aus. Stattdessen müsse hierfür eine Vielzahl von Quellentypen genutzt werden

und der Fragenkatalog sich ebenso wie die Methode flexibel daran anpassen. Die Integration verschiedener und heterogener Quellenarten lässt Bloch dann wiederum in seinem Mantra der Notwendigkeit von Interdisziplinarität münden.

Zur Absteckung des Fragenkatalogs geht der Autor dann auf die Überlieferung(-sgeschichte) der Zeugnisse und deren Bedeutung für die Geschichtswissenschaft ein²⁵. Das Zusammentragen der Quellen gehöre zwar zum Handwerkszeug historischen Arbeitens, ist zugleich jedoch äußerst zeitaufwendig, sodass der Historiker auf Quellenverzeichnisse wie Bibliographien und bibliothekarische, archivarische und museologische Orientierungshilfen angewiesen ist. Bloch kritisiert dabei die zeitgenössische Vernachlässigung ihrer Produktion und plädiert für deren Förderung. Welche Bedeutung die Kenntnis der Überlieferungsgeschichte einer Quelle besitzt, erläutert er dann beispielhaft anhand entsprechender Recherche zur französischen Dorfgeschichte: Zunächst schlüsselt er die Provenienz der jeweiligen, möglicherweise vorhandenen Dokumente auf und erläutert dann anhand dieses Vorgangs die ambivalenten Auswirkungen menschlicher und natürlicher Katastrophen und Umbrüche auf die Überlieferungssituation. Anders als kontinuierliche Lebensumstände könnten Katastrophen den Zustand zu einem bestimmten Zeitpunkt konservieren und damit für den Historiker fassbar machen; genauso könnten Krieg oder Umbrüche aber auch zur Vernichtung von Beständen führen. Sich von diesen Faktoren unabhängig zu machen, könne einer Gesellschaft nur durch die Überwindung von Nachlässigkeit und Geheimniskrämerei gelingen. Problematisch an dieser Eigenart der Quellensituation sei vor allem die Kontingenz zwischen Zugänglichkeit und Unzugänglichkeit von Zeugnissen und zu untersuchendem Sachverhalt. Vor allem die vielen voneinander abhängigen Ereignisse in der Geschichte einer Quelle würden die Vorhersage über ihren möglichen Erhalt vollends unmöglich machen und innerhalb der Geschichtswissenschaft stets eine Art schicksalhafter Ungewissheit aufrecht erhalten.

Das dritte Kapitel von Blochs Apologie beschäftigt sich mit der Geschichte der kritischen Methode, sowie Irrtümern und Fälschungen von Quellen und

enthält darüber hinaus den „Versuch einer Logik der kritischen Methode“²⁶. Das Misstrauen gegenüber historischen Relikten sei zwar bereits seit Jahrhunderten vorhanden, doch sei es ohne methodische Grundlage kaum produktiver als Leichtgläubigkeit. Deshalb brauche es objektive Regeln zur Unterscheidung von Lüge und Wahrheit, die über den gesunden Menschenverstand hinausgehen. Einen Meilenstein für die Begründung der Urkundenkritik sieht Bloch in der Veröffentlichung der *De re diplomatica* von Jean Mabillon aus dem Jahre 1681²⁷. Überhaupt habe sich Ende des 17. Jahrhunderts der Begriff „Zweifel“ grundlegend verändert: Galt er bis dato als mangelhafte und negative Geisteshaltung, sei er nun durch die Etablierung objektiver Regeln zum Erkenntnisinstrument – zur kritischen Methode – aufgewertet worden.

In der Geschichtswissenschaft habe sich die Technik der Kritik zunächst jedoch wenig verbreitet²⁸: Auf der einen Seite hätten große Interpretationsversuche eine kritische Auseinandersetzung mit Dokumenten noch lange überlagert und auf der anderen Seite sei auch die rein technische Arbeit ohne übergeordnete Fragestellung wenig zielführend gewesen und letztlich zum Selbstzweck verkommen. Während die Interpretation in diesem Sinne niemals von der Methode getrennt werden dürfe, kritisiert Bloch, dass sich die Geschichtswissenschaft zu oft noch als Geheimwissenschaft inszeniere und den Leser damit in die Arme unwissenschaftlicher Darstellungen treibe. Zwar seien sowohl ein verständlicher (Haupt-)Text als auch die Belege in Fußnoten unerlässlich, um Inhalte nachvollziehbar und überprüfbar zu machen. Doch entbrenne um die Fußnoten immer wieder ein großer Streit zwischen der Praxis der historischen Forschung einerseits und der Leserschaft andererseits.

Im zweiten Teil des dritten Kapitels begibt sich Bloch auf die Spur von Lüge und Irrtum²⁹. Dabei klassifiziert er zunächst Fälschungen von Quellen in juristische und inhaltliche Fälschungen: Eine juristische Fälschung gebe vor, zu einer anderen Zeit erschienen bzw. von einer anderen Person erstellt worden zu sein und beinhalte zumindest mit hoher Wahrscheinlichkeit auch gezielte inhaltliche Täuschungen oder Fehler. Umgekehrt sei eine

Quelle mit wahren Angaben zu Verfasser und Datierung nicht automatisch inhaltlich korrekt, so dass auch das kritische Hinterfragen offizieller Dokumente, Urkunden, usw., zentraler Gegenstand der Geschichtswissenschaft sein müsse. Bloch betont, dass die bloße Feststellung der Täuschung nicht genüge, um eine Quelle automatisch unbrauchbar zu machen³⁰. Folglich sei es notwendig, die Motive hinter der Fälschung zu ergründen, um weiterführende Schlüsse ziehen zu können. Zwar würden gerade die versteckten Einschübe, Ausschmückungen oder Anmerkungen (also die nachträgliche und bewusste Fälschung historischer Zeugnisse) besondere Aufmerksamkeit verdienen, auch wenn diese oftmals besonders schwer zu enttarnen seien. Doch finde sich diese Form der Täuschung auch gegenwärtig noch im Zeitungs- und Nachrichtenwesen, sodass die kritische Methode sich hier keinesfalls nur auf die Geschichtswissenschaft beschränkt, sondern im Gegenteil hoch aktuell ist.

Des Weiteren sei nicht jedes Motiv rational erklärbar und nicht jede Fälschung geschehe bewusst. Erklären lasse sich das laut Bloch vor allem dadurch, dass die Übergänge zwischen bewusster Täuschung und Irrtum fließend seien. Ein (Augen-)Zeuge könne sich beispielsweise schon in der Wahrnehmung eines Ereignisses irren³¹: Selektionsprozesse des Gedächtnisses (wie z.B. der Grad der Aufmerksamkeit), psychologischen Aspekte (wie z.B. die geistige Verfassung des Beobachters) sowie die Beschränktheit und der Konstruktionscharakter menschlicher Wahrnehmung beeinflussen ihn gleichermaßen. Die Antwort auf die Frage nach der Konsequenz dieser Problematik im Umgang mit Quellen bleibt Bloch uns hier zwar schuldig, doch schlussfolgert er, dass wir im besten Fall eben das in Erfahrung bringen, was man „sich zur Zeit des Verfassers vorgestellt“³² habe. Bloch schließt seine Ausführungen zu Lüge und Irrtum, indem er jenen Prozess beschreibt bei dem der Irrtum eines Einzelnen zum Irrtum Vieler oder eine falsche Beobachtung zum falschen Gerücht werden kann. Der gesellschaftliche Prozess, der den Irrtum des Einzelnen zur empfundenen Wahrheit mache, verleitet Bloch zur Forderung an den Historiker, eine gewisse – eben notwendige – Distanz zu seinem Untersuchungsgegenstand zu wahren.

Im dritten Teil „Versuch einer Logik der kritischen Methode“ widmet sich Bloch dann dem Vergleich als Grundlage jeglicher Quellenkritik³³. Dieser Vergleich von Aussagen unterschiedlicher Quellen zu einem Ereignis könne je nach Untersuchungsbe- reich Ähnlichkeiten und Unterschiede ergeben, die wiederum entweder für die Zuverlässigkeit einer Quelle sprechen oder den Historiker selbige Aus- sage verwerfen lassen würden. Da es nicht mög- lich ist, dass Ereignisse zugleich geschehen und nicht geschehen, tendiert der Historiker bei Wi- dersprüchen dazu, das Postulat der Logik anzu- wenden und Aussagen zu verwerfen. Unterschiede bedeuten aber nicht automatisch einen Wider- spruch: Der soziale Druck (hier: das Postulat sozi- ologischer Natur) sei nicht stark genug, als dass Abweichungen von der zeitgenössischen Norm auszuschließen seien – doch auch diese Abwei- chungen hätten nach Bloch ihre Grenzen. Der His- toriker müsse bereit sein, historisch zufällige Ähn- lichkeiten, egal wie verwunderlich sie auch seien mögen, als Möglichkeit zu akzeptieren. Ähnlich- keiten sprechen demgegenüber oftmals für die Zuverlässigkeit einer Quelle – ist die Gleichförmigkeit aber zu groß, liegt der Schluss nahe, dass es sich um ein Plagiat handelt. Die Kritik ist hier also gradueller Natur oder, wie Bloch es nennt, „eine instinktive Metaphysik“.³⁴

In diesem Zusammenhang unternimmt er dann den Versuch die Wahrscheinlichkeitstheorie auf das historische Arbeiten zu adaptieren; ein Ansatz der seinem Streben nach Interdisziplinarität – wenn auch mit Einschränkungen – entspricht. Bloch rechtfertigt die Anwendung dieser Methode auf die Vergangenheit im Bewusstsein, dass sich die Eventualität eines zukünftigen Ereignisses nicht unreflektiert auf diejenige eines vergange- nen übertragen lässt. Die vergangene Realität entziehe sich für den Historiker demnach der sta- tistischen Wahrscheinlichkeit, da das zu untersu- chende Ereignis entweder bereits stattgefunden habe, oder eben nicht. Der Autor löst das Dilemma mit dem Begriff der „ehemaligen Zukunft“³⁵ auf, da die Betrachtung der Vergangenheit eine rück- wärts verschobene Wahrnehmung mit sich bringe, deren Ansatzpunkt die Zeit kurz vor dem unter- suchten Ereignis sei. Der Dreh- und Angelpunkt einer Einführung der Wahrscheinlichkeitstheorie in die Geschichte ist für Bloch die Ausschaltung

des „gesunden Menschenverstandes“³⁶. An einigen historischen Beispielen präsentiert er dies ein- drucksvoll: Zu große Ähnlichkeiten, die eben jenen Menschenverstand dazu verleiten würden, eine Aussage zu verwerfen, lägen unter mathemati- scher Betrachtung durchaus im Bereich des Mög- lichen. Als Quintessenz hieraus zieht er allerdings nicht die unbeschränkte Anwendung der Wahr- scheinlichkeitstheorie, sondern vielmehr die Mah- nung „die Sprache der Wahrscheinlichkeit [nicht] durch eine Sprache der Evidenz“³⁷ zu ersetzen. Im Gegensatz zu anderen Wissenschaften arbeite die historische Kritik demnach lediglich mit einer „nu- ancierteren Skala“³⁸. Eben jene Kritik habe dar- über hinaus, so Bloch, zu einem allgemeinen Er- kenntnisgewinn über die Geschichtswissenschaf- ten hinaus geführt und den Weg zu einer Naturo- rdnung geebnet. Die Verbuchung als „unbestreit- barste [...] Ruhmestat“ der Geschichtswissen- schaft – mit der er das Kapitel schließt – muss hingegen durchaus kritisch betrachtet werden.

Das vierte Kapitel („Die Historische Analyse“) be- schäftigt sich mit dem Spannungsfeld zwischen Analyse und Urteil, der Sprache als Analysemittel sowie den Herausforderungen einer sinnvollen Chronologie³⁹. Dabei konfrontiert Bloch den Leser zunächst mit zwei Problemen bzw. stellt altherge- brachte Topoi der Geschichtswissenschaft (vor- nehmlich des 19. und 20. Jahrhunderts) in Frage⁴⁰. Letztlich konzentriert sich Bloch in den ersten zwei Abschnitten seines vorletzten Kapitels somit auf den schwierigen Balanceakt zwischen Urteilen und Verstehen im Kontext der Vielfalt menschli- cher Phänomene, den die Geschichtswissenschaft seiner Ansicht nach zu bewältigen habe⁴¹.

Im Fokus des ersten Teilabschnitts steht die Rolle der Unparteilichkeit innerhalb der Ge- schichtswissenschaft, die er anhand des Gleich- nisses vom Wissenschaftler und Richter anschau- lich zu umschreiben vermag⁴²: So würden zwar sowohl der Historiker, als auch der Richter zu- nächst beobachten und dann erklären, jedoch schließe sich für den Richter an Beobachtung und Erklärung dann auch noch die Aufgabe des Urtei- lens an. Während für den Wissenschaftler diese Handlung in den Bereich der Parteilichkeit falle, verstoße der Richter solange nicht gegen sie, wie

er sein Urteil auf Basis eines bestimmten Wertesystems fälle. An diesem Punkt trennen sich grundsätzlich der Weg des Wissenschaftlers und des Richters, doch hätten sich Generationen von Historikern lange Zeit eben jenen Bewertungen hingegeben, die im Schwarz-Weiß-Antagonismus gefangen bleiben⁴³. Der Grund sei offensichtlich: Es ist bedeutend leichter in der Geschichtsschreibung Partei zu ergreifen und Ergebnisse aus der Zeit zu beurteilen, als sich einer normativen und umfassenden Analyse zu widmen, die Wertesysteme der damaligen Zeit miteinbezieht. Diese Eigenart habe der Reputation der Geschichtswissenschaft stark geschadet, weil sie ihr das Image einer wechselhaften und unbeständigen Wissenschaft eingebracht hätte, die letztlich zu einer Verfälschung der historischen Fakten geführt habe. Zwar seien Begriffe wie Erfolg und Misserfolg oder Ungeschicklichkeit und Gewandtheit fester Bestandteil der Geisteswissenschaften – speziell des Historikers – doch gleichzeitig auch Teil des Problemkreises, der um die Unparteilichkeit des Historikers kreist. Ein systematischer Verzicht auf solche, wertender Termini sei allerdings keine Lösung für die Geschichtswissenschaft. Ob Meinung oder Urteil: Der Historiker dürfe sich nicht „auf seinen eigenen Standpunkt versteifen“⁴⁴, sondern müsse (nach Möglichkeit) das Wertesystem erklären, auf dessen Basis er urteilt. Folglich müsse er bereit sein, sich komplett von seiner eigenen Perspektive und seinem Zeitgeist zu lösen. Doch selbst wenn sich ein vergangenes Wertesystem analysieren, in seinen Facetten ganzheitlich definieren und vom eigenem Zeitgeist gänzlich lösen ließe, dann bliebe die Frage, wie eine bestimmte Handlung im Rahmen der Moralvorstellungen jener Zeit oder jener Gruppe bewertet wurde, dennoch offen.

Zur Komplexität der Geschichtswissenschaft gehöre somit nicht nur die jeweils vergangene Realität, sondern auch der jeweilige Zeitgenosse⁴⁵. Um die Vergangenheit zu analysieren, und die verschiedenen Überlieferungen entsprechend zu ordnen sei es daher Aufgabe des Historikers, bedeutende Kraftlinien freizulegen, anhand derer sich die Besonderheiten einer Zeit beurteilen lassen⁴⁶. Notwendig werde das Isolieren solcher Linien dadurch, dass ein Bild eines bestimmten, vergangenen Zeitpunktes niemals der wahren Ordnung

der Realität entsprechen könne, da es durch die Betrachtung einer Vielzahl verschiedener Dokumente rekonstruiert wurde. Doch da keine Wissenschaft ohne Abstraktion auskomme und stets nur eine Sichtweise auf die Welt widerspiegele, müsse man die eigene (historische) Perspektive stets durch andere ergänzen bzw. auf deren (Fach-)Wissen zurückgreifen. Nur die Summe der verschiedenen Blickwinkel sei dazu geeignet, die Erforschung der Vergangenheit zu betreiben. Dabei bestehe ein großer Unterschied in der Anwendung dieser Leitmaxime zwischen den Geistes- und Naturwissenschaften: Während jeder (Natur-)Wissenschaftler bei dem Blick aus einem Fenster nur das für ihn Wichtige sehen würde (der Physiker könne das Blau des Himmels, der Chemiker das Wasser des Baches, der Botaniker das Gras erklären usw.⁴⁷), erkenne nur der Historiker allein die wahre Gesamtheit der verschiedenen Phänomene. An ihm sei es, so Blochs Forderung, Interdisziplinarität nicht nur theoretisch zu denken, sondern auch praktisch anzuwenden, indem er die Einheit der existierenden Faktoren zu einem geschichtlichen Gesamtbild verbinde. Klar müsse dabei jedoch auch sein, dass die Arbeit des Zusammenfügens erst auf die der Analyse folgen kann⁴⁸. Vor diesem Hintergrund sei nichts legitimer, als die thematische Spezialisierung und damit verbundene Fallstudien, auf die dann eine zusammenführende Erkenntnis der Analyse(n) folge könne.

Der zentrale Gegenstand des dritten Teilkapitels ist die Nomenklatur⁴⁹. Dabei formuliert Bloch die Schwierigkeiten sowie Herausforderungen einer einheitlichen Sprache, die das elementare Werkzeug jeder Geisteswissenschaft sei. Denn nur wenn die jeweilige (Fach-)Sprache frei von Mehrdeutigkeiten sowie Ungenauigkeiten sei, könne sie der historischen Analyse als Werkzeug der Klassifizierung dienen. Für den Geschichtswissenschaftler existiere an dieser Stelle die besondere Schwierigkeit, dass ein großer Teil des Vokabulars direkt vom Untersuchungsgegenstand selbst bzw. aus dessen Epoche übernommen werde; gegenteilig verhalte es sich bei den Naturwissenschaften, die ihr Vokabular selbst erfunden hätten⁵⁰. Erschwerend komme hinzu, dass Begriffe im Laufe der Zeit eine ständig wechselnde Bedeutung erfahren oder Gegenstände beispielsweise (zeitlich

sowie räumlich betrachtet) unterschiedlich benannt werden können. Allgemeinhin gelte, dass „Veränderungen der Dinge keineswegs immer parallel Veränderungen ihrer Bezeichnungen mit sich“⁵¹ bringen. Übernehme der Historiker, der zunächst in Kategorien und Wörtern der Gegenwart denkt, die Terminologie einer Quelle, entstehe ein Raum für Missverständnisse und Fehldeutungen. Neben diesem diachronen Aspekt gebe es weiter auch synchrone Faktoren wie Dialekte und Fremdsprachen, die eine einheitliche Nomenklatur erschweren. Insgesamt, so Bloch, würden solche sprachlichen Unterschiede höchste Aufmerksamkeit verdienen und den Historiker dazu nötigen (begriffliche) Entsprechungen zu wählen und damit (inhaltliche) Ähnlichkeiten zu postulieren⁵².

Gleichzeitig weist Bloch auf die Gefahr hin, spezifische Fremdwörter vorschnell in vermeintlich ähnliche Entsprechungen zu übersetzen und kritisiert die oberflächliche Adaption von Begriffen, die ohne den Versuch erfolgt sei, ein passendes Äquivalent zu finden. Das größte Hindernis liege letztlich aber darin, dass selbst in einer Gesellschaft nie einheitlich gesprochen oder geschrieben werde: Je nach sozialem Milieu würden Unterschiede in der Verwendung und Konnotationen von Sprache existieren⁵³. Speziell mit Blick auf schriftliche Quellen gelte es, diese sprachimmanenten Aussagen zu dekodieren und zu kontextualisieren. Dennoch hält Bloch es für notwendig, eine Gesellschaft in den ihr eigenen Begriffen zu beschreiben, da eine aufgezwungene Nomenklatur nur verfälschen würde. Anders ausgedrückt: Es sei unumgänglich Begriffe zeitgenössisch zu interpretieren und mit entsprechendem Verweis auf das dahinterstehende Wertesystem zu erklären. Kritisch merkt Bloch im selben Atemzug an, dass Historiker allzu selten Begriffe definieren würden, sondern sie – frei nach ihrer persönlichen Auslegung definiert⁵⁴ – willkürlich und vor allem nicht nachvollziehbar verwenden würden. Blochs frommer, zugleich aber wohl allzu naiver Wunsch, dass der Tag kommen werde, an dem Historiker durch verbindlichere Absprachen zu einer verfeinerten Nomenklatur kommen könnten, beschließt diesen Gedanken⁵⁵.

Im letzten, unbetitelten Sinnabschnitt des vierten Kapitels widmet sich Bloch der Chronologie als Ordnungsmittel⁵⁶. Wenngleich jede Form

von Einteilung willkürlich sei, betont er dennoch ihre Notwendigkeit, um sich überhaupt orientieren zu können. Weit verbreitet sei dabei zwar die Unterteilung in Regierungszeiten bzw. Regentschaften, doch bestehe dabei der Nachteil in der Fokussierung auf die Personen, die den Blick auf andere Phänomene verstelle. Dem Gegenüber seien weitere Periodisierungsmöglichkeiten, etwa anhand sozialer, kultureller oder politischer Charakteristika, denkbar. Welche Einteilung man auch wähle: Mit allen Einteilungen sei einerseits stets eine problematische (Be-)Wertung verbunden und andererseits eine verkürzte Darstellung komplexer Verhältnisse verknüpft, in denen sich viele einschneidende Entwicklungen überlappen würden. Auch die vermeintlich neutrale Einteilung in Jahrhunderte verwirft Bloch schnell. Ein Blick auf den wissenschaftlichen Sprachgebrauch – etwa die „langen“ oder „kurzen“ Jahrhunderte – reiche, um festzustellen, dass keinerlei Regel zwischen dem Zeitraum und historischen Anfangs- und Endpunkten verbunden bestehe⁵⁷.

Abschließend fordert Bloch, die zeitliche Einteilung in Abhängigkeit vom Untersuchungsgegenstand flexibel vorzunehmen. Dafür schlägt er zunächst die Begriffe Generation und Zivilisation vor, die zeitlich variabel seien, doch dekonstruiert er sie sogleich wieder, indem er ihre Vor- und Nachteile zu bedenken gibt⁵⁸. Wenn auch nur in der Verwendung elastischer Konzepte eine der Wirklichkeit angemessene Klassifizierung vorgenommen werden könne, solle man sich doch vor allzu einfachen Etikettierungen hüten⁵⁹.

Das fünfte und letzte Kapitel des unvollendeten Werkes ist letztlich nur ein Fragment, in dem wir dementsprechend einen unfertigen Versuch Blochs sehen müssen, sich mit der Herstellung von Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen zu beschäftigen. Dabei möchte der dem Historiker sowohl die hierarchische Klassifizierung von Faktoren im Speziellen, als auch die Verwendung von Kausalbeziehungen im Allgemeinen als Werkzeug der historischen Erkenntnis mit auf den Weg geben⁶⁰. Am Beispiel eines Hirten, der auf einem Gebirgspfad stolpert und in die Tiefe stürzt, nimmt er eine Unterscheidung der Umstände in Voraussetzung, Vorbedingung und Ursache vor: Voraus-

setzung für den Sturz sei in dem Fall die Schwerkraft, Vorbedingung der Almauftrieb als Grundlage der alpinen Wirtschaft und Ursache ein fehlerhafter Schritt gewesen⁶¹. Diese dreischrittige Kategorisierung von Faktoren sei ein praktikables Mittel der historischen Erkenntnis.

Bloch warnt jedoch davor, komplexe Kausalketten vorschnell auf eine Ursache zu reduzieren, selbst wenn das ein instinktives Bedürfnis des menschlichen Verstandes sei: Solch eine verkürzte Analyse sei zwar bequem, doch gefährlich, da sie eine Wertung impliziere, ohne dass diese dem Leser ausreichend transparent gemacht wird. Ganz generell sei die Suche nach Erklärungen jedoch nichts Schlechtes; man solle sie keinesfalls kategorisch ablehnen, doch müsse vermieden werden, Ursachen zu verabsolutieren. Anhand verschiedener Beispiele verdeutlicht er, dass je nach (fachspezifischer) Perspektive unterschiedliche kausale Zusammenhänge offenbar würden. Zwar sei eine allgemeingültige Erklärung kaum zu leisten und „Ursachen dürf[t]en in der Geschichtswissenschaft, wie auch überall sonst, nicht postuliert werden“⁶², doch müsse man sie stets suchen. Mit diesem eindrücklichen und weitreichenden Appell endet Blochs unvollendete Apologie der Geschichtswissenschaft.

...

Während die erste Ausgabe von Blochs *Apologie pour l'Histoire* von 1949 noch den Untertitel „Wie und warum ein Historiker arbeitet“ („Comment et pourquoi travaille un historien“) trug, ersetzte man diesen in der Neuauflage des Werks von 2002 mit „Oder der Beruf des Historikers“ („Métier d'historien“)⁶³. Zwar geben beide Versionen die Absichten Blochs sehr präzise wieder und sprechen sowohl den interessierten Laien, als auch den fachkundigen Historiker an. Der eigene Anspruch den er damit an sich und sein Werk setzte, ist jedoch sehr groß. Gerade dieses Spannungsfeld mag – auch aufgrund Blochs eingängiger Art den Leser in seinen Bann zu ziehen – der Grund dafür sein, dass das Werk bereits Generationen von Geisteswissenschaftlern beeinflusst hat.

Abschließend wollen wir an dieser Stelle nicht den Versuch unternehmen, eine zentrale Essenz aus dem unvollendeten Werk Marc Blochs zu ziehen. Nicht zuletzt weil sowohl zu Person und

Werk, als auch zu der von ihm mitbegründeten Schule der Annales zahlreiche Publikationen vorliegen, deren Inhalte hier nur wiederholt werden würden. Hierzu sei vielmehr einführend auf das Vor- und Nachwort der Neuauflage von Jacques Le Goff und Peter Schöttler verwiesen, die sich sowohl ausführlich der Geschichte des Werkes als auch sehr spezifischen Fragen zum Text widmen. Genauso wenig möchten wir den französischen Historiker und sein Werk hier im Detail tadeln oder ausschweifende Lobeshymnen auf ihn singen. Marc Bloch, der sich zwischen Dankbarkeit und unbefangener Kritik gegenüber seinen Lehrern bewegte und Selbiges auch von seinen Schülern erwartete⁶⁴, würde uns hier zustimmen.

Letztlich bleibt vielmehr festzuhalten, dass das Werk nicht nur wertvolle Denkanstöße zu den methodischen Grundlagen einer modernen Geschichtswissenschaft bereithält, sondern dem Leser darüber hinaus auch einen anschaulichen Einblick in das Selbstverständnis einer ganzen Zunft bietet. Blochs Werk lädt somit zur Selbstreflexion eines breiten Berufsstandes ein, setzt diesem Ziele und weist ihn gleichzeitig in seine (methodischen und erkenntnistheoretischen) Schranken. Da Blochs Apologie somit auch heute noch kaum an Aktualität verloren hat, gilt es zurecht als ein Klassiker der Geschichtswissenschaft.

[Weblink zum Projekt „Altes, Neues, Geniales“](#)

Leibniz Universität Hannover, Historisches Seminar, Im Moore 21, 30167 Hannover.

Christopher Folkens <christopher.folkens@hist.uni-hannover.de>

Daniel Kaune <daniel.kaune@hist.uni-hannover.de>

- ¹ Vgl. SCHÖTTLER, Peter, Marc Blochs Testament, in: Bloch, Marc, Apologie der Geschichtswissenschaft, Stuttgart 2008, S. 216.
- ² Zu Blochs Biographie vgl.: SCHÖTTLER, Peter, Marc Bloch (1886-1944), in: Raphael, Lutz (Hrsg.): Klassiker der Geschichtswissenschaft Bd. 1, München 2006, S. 232-250; MOEGLIN, Jean-Marie, Bloch, Marc (1886-1944), in: Bruch, Rüdiger vom Et Müller, Reiner A. (Hrsg.), Historikerlexikon – Von der Antike bis zur Gegenwart, München 2002, S. 28f.
- ³ Vgl. SCHÖTTLER, Marc Blochs Testament, S. 216; 222.
- ⁴ BLOCH, Marc, Apologie der Geschichtswissenschaft oder Der Beruf des Historikers (nach d. v. Étienne Bloch edierten franz. Ausgabe, hrsg. v. Peter Schöttler, mit einem Vorwort von Jacques Le Goff; aus d. Franz. übers. v. Wolfram Bayer), Stuttgart 2008.
- ⁵ Ebd., S. 5-21.
- ⁶ Ebd., S. 7.
- ⁷ Ebd., S. 15.
- ⁸ Ebd., S. 21.
- ⁹ Vgl. Ebd., S. 23-54 (=Kap. 1).
- ¹⁰ Vgl. Ebd., S. 25-27 (=Kap. 1.1).
- ¹¹ Ebd., S. 27.
- ¹² Ebd., S. 32.
- ¹³ Vgl. Ebd., S. 32-33 (=Kap. 1.3).
- ¹⁴ Vgl. Ebd., S. 33-40 (=Kap. 1.4).
- ¹⁵ Ebd., S. 39.
- ¹⁶ Vgl. Ebd., S. 41-54 (=Kap. 1.5).
- ¹⁷ Ebd., S. 50.
- ¹⁸ Ebd., S. 44.
- ¹⁹ Vgl. Ebd., S. 57-88 (=Kap. 2).
- ²⁰ Ebd., S. 58.
- ²¹ Ebd., S. 69.
- ²² Vgl. Ebd., S. 69-78 (=Kap. 2.2).
- ²³ Ebd., S. 71.
- ²⁴ Ebd., S. 76.
- ²⁵ Vgl. Ebd., S. 79-88 (=Kap. 2.3).
- ²⁶ Vgl. Ebd., S. 91-151 (=Kap. 3); „Versuch einer Logik der kritischen Methode“: Vgl. Ebd., S. 124-151 (=Kap. 3.3).
- ²⁷ Jean Mabillon, De re diplomatica libri VI, in quibus quidquid ad veterum instrumentorum antiquitatem, materiam, scripturam & stilum..., Paris 1681.
- ²⁸ Vgl. Ebd., S. 97ff.
- ²⁹ Ebd., S. 103-123 (=Kap. 3.2).
- ³⁰ Vgl. Ebd., S. 106/107
- ³¹ Vgl. Ebd., S. 114ff.
- ³² Ebd., S. 116.
- ³³ Vgl. Ebd., S. 124-151 (=Kap. 3.3).
- ³⁴ Ebd., S. 130.
- ³⁵ Ebd., S. 139.
- ³⁶ Ebd., S. 145; dieser Begriff dient im gesamten Werk als Synonym für einen vorwissenschaftlichen Status, dem Bloch mit kritischer, wissenschaftlicher Methode begegnen will.
- ³⁷ Ebd., S. 147; die tendenziell sinneststellende Einfügung einer Verneinung begründet sich in diesem Zusammenhang aus der vorangegangenen, von Bloch erwähnten Vereinfachung, die Bloch hier kritisch betrachtet.
- ³⁸ Ebd., S. 147.
- ³⁹ Vgl. Ebd., S. 155-204 (=Kap. 4).
- ⁴⁰ Ebd., S. 155.
- ⁴¹ Vgl. Ebd., S. 155-173 (=Kap. 4.1 + 4.2).
- ⁴² Vgl. Ebd., S. 155ff.
- ⁴³ „Der Historiker galt lange Zeit als eine Art Totenrichter, dessen Aufgabe es sei, den toten Helden Lob oder Tadel zuzumessen.“ (Ebd., S. 156)
- ⁴⁴ Ebd., S. 158
- ⁴⁵ Vgl. Ebd., S. 161-173 (=Kap. 4.2).
- ⁴⁶ Vgl. S. 163; dazu auch Kap. 2 (ebd. speziell S. 67f) in Hinblick auf den Fragekatalog, den der Historiker bei der Bearbeitung einer Quelle stets im Blick haben sollte.
- ⁴⁷ Vgl. Ebd., S. 167.
- ⁴⁸ Vgl. Ebd., S. 172.
- ⁴⁹ Vgl. Ebd., S. 173-193 (=Kap. 4.3).
- ⁵⁰ Vgl. Ebd., S. 174/175.
- ⁵¹ Ebd., S. 176.
- ⁵² Vgl. Ebd., S. 178/179.
- ⁵³ „Nichts fällt einem Menschen schwerer, als sich auszudrücken.“ (Ebd., S. 183)
- ⁵⁴ Vgl. Ebd., S. 191.
- ⁵⁵ Vgl. Ebd., S. 192.
- ⁵⁶ Vgl. Ebd., S. 193-204 (=Kap. 4.4). Die Tatsache, dass das letzte Unterkapitel des vierten Kapitels unbetitelt auf uns gekommen ist, verdeutlicht den unvollendeten Charakter des Werkes.
- ⁵⁷ Bspw. zur aufschlussreichen Karriere des Wortes „Mittelalters“: Vgl. Ebd., S. 195ff.
- ⁵⁸ Vgl. Ebd., S. 201ff.
- ⁵⁹ Vgl. Ebd., S. 204.
- ⁶⁰ Vgl. Ebd., S. 207-214 (=Kap. 5).
- ⁶¹ Vgl. Ebd., S. 207/208.
- ⁶² Ebd., S. 214.
- ⁶³ Zur Diskussion um die Benennung des Werkes, vgl. SCHÖTTLER, Marc Blochs Testament, S. 238-241. Marc Bloch selbst favorisierte gar als Titel „Der Beruf des Historikers“ („Métier d'historien“), der in der vorliegenden deutschen Version als Untertitel dient.
- ⁶⁴ Vgl. Ebd., S. 5f., Anm. a.